Spanien 1936 bis 1939: Drei Interbrigadisten blicken zurück

Peter Clausing

Erik Pedersen, Jahrgang 1955, ist seit vielen Jahren Journalist beim linken dänischen „Dagbladet Arbejderen“ und arbeitete im Jahr 2004 an Rundfunkporträts ehemaliger Angehöriger des dänischen Widerstandes im Zweiten Weltkrieg. In diesem Zusammenhang sprach er unter anderem mit dem damals noch lebenden Villy Fuglsang. Während des Gesprächs stellte dieser fest: „Der erste Schritt zum Zweiten Weltkrieg wurde in Spanien gemacht.“ Das Gespräch mit Villy Fuglsang inspirierte Erik Pedersen zu dem Projekt, anlässlich des 70. Jahrestages des Kriegsbeginns (17. Juli 2006) Veteranen des Spanischen Krieges zu interviewen, eines Krieges, der fälschlicherweise oft „Bürgerkrieg“ genannt wird. Fast alle Interviewpartner betonten aber, dass es zwar anfangs ein Bürgerkrieg war, der sich jedoch schnell in einen faschistischen Angriffskrieg verwandelte, an dem Deutschland und Italien maßgeblich beteiligt waren. Hauptanliegen der Interviews war, ein Porträt der internationalen Solidarität zu zeichnen.

Seine ursprüngliche Idee, das Projekt nur zu koordinieren und die alternativen Medien am jeweiligen Ort die Interviews machen zu lassen, ließ Erik Pedersen fallen. Zur Gewährleistung der erforderlichen technischen Qualität entschied er sich, bei den Interviews seine eigene Ausrüstung zu verwenden. So ist er selbst losgefahren – nach England, Irland, Wales, Italien, Deutschland, hat seine Gesprächspartner in der Regel in deren Wohnung besucht und insgesamt zehn Interviews gemacht. Warum der Aufwand, wo es doch unzählige Bücher und Fotos zum Thema gibt? Nun, es ging darum, so viele Erinnerungen wie möglich festzuhalten. Es gibt nicht mehr viele noch lebende Veteranen, denn es sind Menschen im Alter zwischen 85 und 96 Jahren...

Aus den Interviews mit Alun Menai, Villy Fuglsang, Jack Jones, Michael O'Riordan, Julius Kurt Goldstein und Otto Plasil entstanden Reportagen, die 2006 im „Dagbladet Arbejderen“ erschienen. Die Interviews waren ferner die Basis für Radioprogramme, die 2006 und 2007 in dänischen Lokalprogrammen und in Mexiko gesendet wurden. Entsprechend seinem Selbstverständnis überließ Erik Pedersen das Material kostenlos den freien, unabhängigen Radios in England, Wales, Irland und Deutschland, so dass diese, wenn sie wollten, eigene Programme gestalten konnten. Am 15. Februar 2006 erschien in der „Jungen Welt“ ein Beitrag über Eriks Pedersen Tour in Deutschland, in dem auch angeboten wurde, die auf CD gebrannten Interviews für nichtkommerzielle Zwecke erhalten zu können. Auf dieses Angebot gab es immerhin 24 Anforderungen von „Junge-Welt“-Lesern in Kuba, Spanien und natürlich vor allem in Deutschland. Besonders erfreut war Erik Pedersen, dass die Interviews

in der Vorbereitung zu einer Magister-Arbeit über den Krieg in Spanien genutzt wurden.[1]

Das „JahrBuch" veröffentlicht Ausschnitte aus diesem Material, aus den Erinnerungen von drei der Interviewten, von denen leider nur noch einer lebt. Ihre Berichte reflektieren, wie sie nach fast sieben Jahrzehnten sich an die Ereignisse jener Zeit erinnern, sie bewerten und in ihren Lebensweg einordnen. Vorgestellt seien die drei Interbrigadisten durch kurze biographische Abrisse.

Jack Jones, geboren am 29. März 1913 in Liverpool, verließ die Schule mit 14 Jahren und wurde Mechaniker-Lehrling, später Hafenarbeiter. Er diente im Britischen Bataillon der XV. Internationalen Brigade und wurde 1938 in der Schlacht am Ebro schwer verwundet. Nach seiner Rückkehr nach England wurde er Mitarbeiter der Transportarbeitergewerkschaft TGWU in Coventry und war maßgeblich daran beteiligt, die Munitionsindustrie während der schweren Bombardierungen durch Nazi-Deutschland am Laufen zu halten. In der Nachkriegszeit hatte er als Regionalsekretär der TGWU eine Schlüsselrolle bei der gewerkschaftlichen Organisierung der Arbeiter der Automobilindustrie der West Midlands. Im Jahr 1968 wurde er zum Generalsekretär der TGWU gewählt und führte zusammen mit anderen Gewerkschaftsfunktionären die linke Gewerkschaftsopposition gegen die Politik der Labourregierung (1966-70) und gegen die spätere konservative Regierung an, insbesondere als letztere sich anschickte, das Streikrecht einzuschränken. Während seiner Zeit als Generalsekretär war er der Ökonomische Sprecher des Gewerkschaftskongresses und nahm an der Kampagne zum Referendum teil, durch das Großbritannien 1975 gezwungen werden sollte, aus der EWG auszutreten. Nach seiner Pensionierung war er Präsident (jetzt Ehrenpräsident) der National Pensioners Convention, einer Dachorganisation von über 1.000 lokalen, regionalen und nationalen Rentnergruppen. Er ist Präsident des International Brigade Memorial Trust. Seine Autobiographie erschien 1986.[2] Jack Jones lebt in Denmark Hill, südlich von London.[3]

Alun Menai Williams, 1913 in Gilfach Goch, Wales, geboren, siedelte nach London über und wurde dort Sanitäter bei der britischen Armee. Im Oktober 1936 nahm er an der Straßenschlacht von Cable Street gegen die Schwarzhemden von Oswald Mosley, dem Führer der Britischen Faschistenunion, teil. Im Juni 1937 gelang es ihm nach Spanien zu kommen: Er schwamm von einem torpedierten Schiff an Land. Von Albacete aus wurde er zeitweise ins Thälmann-Bataillon als Sanitäter geschickt und später ins George-Washington-Bataillon in Brunete kommandiert, wo er verwundet wurde. Danach diente er im Abraham-Lincoln-Bataillon und nahm als Angehöriger des Britischen Bataillons an der Ebro-Schlacht teil. Im Dezember 1938 kehrte er nach Großbritannien zurück

1 Anna Lena Menny: Zwischen Erinnern und Verdrängen. Die Verarbeitung des Spanischen Bürgerkrieges im Film der transición (1975-1982), Magisterarbeit, Universität Hamburg, 2007.

2 Jack Jones: Union Man, Harper Collins 1986, ISBN 0-00-217172-4.

3 Siehe auch http://en.wikipedia.org/wiki/Jack_Jones_(trade_union_leader).

und diente nach dem Zweiten Weltkrieg bei der Militärpolizei. Nach dem Tod seiner Frau, Maudie Goldie, schrieb er seine Autobiographie „From the Rhonda to the Ebro“, die 2004 veröffentlicht wurde. Im Jahr 2005, nach 67 Jahren, kehrte er nach Spanien zurück, um ein Denkmal für die 93 englischsprachigen Freiwilligen des Britischen Bataillons einzuweihen, die in der Schlacht am Ebro ihr Leben gelassen hatten. Die letzten drei Monate seines Lebens verbrachte er in Katalonien und starb 93-jährig am 2. Juli 2006, kurz nach seiner Rückkehr nach Großbritannien.[4]

Villy Fuglsang, wurde am 17. April 1909 auf der Insel Fyn bei Odense geboren. Nach dem Realschulabschluss entschied er sich, in die Fußstapfen seines Vaters zu treten, wurde Futtermeister und arbeitete in dänischen Landwirtschaftsbetrieben. Er übernahm auch die politischen Interessen seines Vaters, las die kommunistische Zeitung „Arbejderbladet“ und verfolgte die Situation der Landarbeiter und die Entwicklung in der Sowjetunion. Im Jahr 1928 wurde er Mitglied des Kommunistischen Jugendverbandes in Dänemark (DKU). Villy Fuglsang wurde 1934 in den DKU-Landesvorstand gewählt, und ein Jahr später begann er einen anderthalbjährigen Parteischulbesuch auf der Internationalen Leninschule in Moskau. Diesen Kurs schloss er jedoch nicht ab, denn 1936 meldete er sich als Freiwilliger für die Internationalen Brigaden in Spanien. Dort wurde er politischer Kommissar der Martin-Andersen-Nexø- Kompanie. Nach schwerer Verwundung kehrte er zurück nach Dänemark und wurde von der Kommunistischen Partei Dänemarks (KPDä) in Aalborg eingesetzt. Dort heiratete er im Oktober 1940 seine Frau Elna. Nur acht Monate später wurden die beiden unfreiwillig getrennt, als die dänische Regierung, deutschen Forderungen nachgebend, Massenverhaftungen von Kommunisten durchführte. Villy Fuglsang wurde im Lager Horserød bei Helsingør interniert. Zusammen mit jenen 149 anderen, denen die Flucht nicht gelungen war, kam er später in das KZ Stutthof bei Danzig und wurde bis zum Ende der Naziherrschaft gefangen gehalten. In der Nachkriegszeit erhielt Villy Fuglsang eine zentrale Position in der KPDä und war während dreier Perioden (1945-47, 1950-60 und 1973-78) Abgeordneter im dänischen Parlament. Einundfünfzig Jahre lang – von 1939-1990 – war er Mitglied des Zentralkomitees der KPDä und zeitweilig einer der Sekretäre. Als es nach 1989 zur Spaltung dieser Partei kam, gründete Villy Fuglsang zusammen mit dem „harten Kern“ die Kommunistische Partei in Dänemark (KPiD), in der er bis zu seinem Tod dem Landesvorstand angehörte. In seinem langen politischen Leben befasste sich Villy Fuglsang vor allem mit landwirtschaftlichen Fragen, aber auch mit der innerparteilichen Bildung und der Geschichte der Arbeiterbewegung, letzteres besonders in seinen späten Jahren. Die Zeit als Freiwilliger im spanischen Krieg und seine Internierung im KZ Stutthof waren für ihn prägend. Er war ein enthaltsames, bescheidenes und hart arbeitendes Parteimitglied der alten Schule der 30er-Jahre und blieb dem

4 Siehe International Brigades Memory Trust, Newsletter 14, Juni 2006 http://www.international-brigades.org.uk/IBMT%202006_2.pdf.

Kommunismus bis zum Ende seines Lebens treu. Er verstarb am 5. September 2005.[5]

Erinnerungen

Jack Jones, England

Ich wurde 1913 in Liverpool geboren. Mein Vater war Hafenarbeiter, meine Mutter Hausfrau. Ich hatte drei Brüder und eine Schwester, ich war der Jüngste von ihnen.

Mein Vater war Anhänger der Labour Party, meine Mutter natürlich auch. Sie waren beide sehr aktiv. Ich selbst trat schon mit fünfzehn in die Labour Party ein und half bei der Organisierung von Ortsgruppen mit. Bald war ich ehrenamtlicher Sekretär und später Labour-Abgeordneter im Stadtrat. Dort kümmerte ich mich in dieser sehr armen Stadt um bessere Wohnungen und um Jobs für die Arbeiter. Liverpool war damals bekannt für hohe Arbeitslosigkeit. Arbeitsplätze wurden abgebaut, und auch in den Docks gab es nicht viel zu tun. Ich arbeitete aktiv in meiner Gewerkschaft, der Transportarbeitergewerkschaft TGWU. Ich war Mitglied des Nationalen Hafenarbeiterkomitees, weil ich in den Docks gearbeitet habe.

Allgemein gesagt, wussten wir, was in Spanien im Hinblick auf die Gewerkschaftsbewegung geschah. In Liverpool gab es eine spanische Landsmannschaft, die aufseiten der Republik stand. Ich kannte diese Leute gut, weil sie im Gewerkschaftskomitee mitarbeiteten. Wir hatten Vertreter der spanischen Arbeiter dort, die mich informierten. Ich war fest überzeugt, dass die Spanische Republik von den deutschen und italienischen Faschisten angegriffen wurde. Wenn nicht verhindert würde, dass in Spanien die Faschisten siegten, dann bedeutete das auch für unser Land eine Gefahr. Denn wir hatten unsere eigenen faschistischen Elemente. Die Schwarzhemden unter Oswald Mosley zeigten sich in der Öffentlichkeit und strebten eine Diktatur nach dem Vorbild Mussolinis und Hitlers an.

Für mich bot sich hier eine Möglichkeit, den Faschismus zu bekämpfen. Als es darum ging, eine internationale Brigade aufzustellen, schaltete ich mich aktiv ein. Ich meinte, als junger Mann müsste ich diese Aktion unterstützen.

Ich organisierte in Liverpool ein Komitee und ein Büro, das Freiwillige für die Marine der Spanischen Republik und für die Internationalen Brigaden anwarb. Vor allem suchten wir nach erfahrenen Männern, die bereits Soldat gewesen waren oder gar in der Navy gedient hatten. In unserem Büro in Liverpool meldete sich eine beträchtliche Zahl solcher Männer. Ich meldete mich selbst für die Internationale Brigade, weil ich bereits in der Territorial Army gedient hatte und bestimmte militärische Erfahrungen als Soldat besaß, wenn auch nicht aus der regulären Armee. Ich wollte so rasch wie möglich nach Spanien. Aber man

5 Siehe auch www.leksikon.org/print.php?n=5095.

ließ mich nicht gehen, und so rekrutierte ich in Liverpool weiter Freiwillige für die Internationalen Brigaden. Ich selbst brach im Juli 1938 nach Spanien auf.
Man überzeugte mich, eine Gruppe von sechs Freiwilligen zu führen. Wir nahmen zuerst die Fähre und den Zug nach Paris – das war am billigsten. In Paris fungierte ich als der Kontaktpartner für die britische Gruppe. Wir mussten uns selbstständig nach Südfrankreich durchschlagen. Dort führten uns Basken in der Nacht über die Berge nach Spanien. Für den Aufstieg brauchten wir acht Stunden und für den Abstieg noch einmal vier Stunden. Hinunter kletterten wir fast, denn es war sehr steil. Unseren Bestimmungsort wussten wir. In der Nähe der französisch-spanischen Grenze gab es einen Sammelpunkt. Dorthin gingen wir, und ich nahm Kontakt zu den Kameraden aus verschiedenen Ländern auf. Ohne große Ausbildung wurden wir sofort nach Março in Marsch gesetzt, wo es in den Kampf gehen sollte.
Das britische Bataillon war Teil der 15. Brigade. Sie bestand aus Kämpfern aus fast allen europäischen Staaten, vor allem Italienern, Spaniern und Deutschen. Wir freundeten uns mit allen an, besonders natürlich mit denen, die Englisch sprachen, denn etwas anderes konnte keiner von uns.
Die Briten, die mit mir ankamen, waren voller Tatendrang. Einige hatten in der Navy und andere in der Armee gedient – alles erfahrene Leute.
Es war nicht leicht, Verpflegung für die Brigaden zu beschaffen. Wir verhandelten mit Bauern oder anderen, die Grundnahrungsmittel liefern konnten. Die Möglichkeiten waren aber sehr beschränkt, denn wir hatten kein Geld und konnten nicht bezahlen.
Um zur Front zu gelangen, mussten wir wieder hinauf auf die Berge. Wir sollten das Vorrücken der Faschisten aufhalten. Wir taten, was wir konnten. Vor allem hielten wir Stellungen. Wir rückten auch vor, wo das möglich war. Zumeist ging es jedoch um Verteidigung.
Die Faschisten hatten die Oberhand, denn Francos Truppen wurden von der italienischen Armee, von deutschen Technikern und Fliegern offen unterstützt. Wir lagen italienischen Truppen gegenüber.
Unsere Seite erhielt gewisse Unterstützung aus Mexiko und Russland, aber das waren im Wesentlichen Waffenlieferungen. Wir hatten Gewehre aus Mexiko, ein paar Waffen aus Russland und Frankreich. Aber wir waren schlecht bewaffnet. Offen gesagt, Ausrüstung, Verpflegung und Kleidung konnten in keiner Weise als ausreichend angesehen werden. Aber wir waren Freiwillige, kämpften für unsere Überzeugung und taten alles, um die Republik und ihre Truppen so gut wie möglich zu unterstützen.
Die Schlacht am Ebro bestand aus vielen Gefechten. Bei dem Versuch, vorzurücken und eine Höhe einzunehmen, von wo aus wir die Aktionen der faschistischen Truppen vereiteln wollten, wurde ich schwer an der Schulter verletzt. Da war ich erst vier, fünf Monate in Spanien. Es war mein zweiter Kampfeinsatz, wenn ich verschiedene kleinere Scharmützel nicht rechne. Die Franco-Truppen leisteten erbitterten Widerstand. Mit italienischer und deutscher Unterstützung handelten sie aktiv und wirksam. Mich traf eine italienische Kugel.

Ich weiß nicht, was ich damals gedacht habe. Ich habe versucht, den Kampfgeist der britischen Jungs hochzuhalten, denn ich fungierte als eine Art Kommissar der Kompanie „Major Attlee". Attlee war der Führer der Labour Party. In unserer Kompanie hatten wir Labour-Anhänger und Kommunisten. Die Kommunisten waren die größten Heißsporne, aber nicht immer die cleversten. So war die Kompanie „Major Attlee" der 15. Internationalen Brigade zusammengesetzt.

Als wir Höhe 481 zu stürmen versuchten, hatten wir keine Sanitäter dabei. Ich erlitt eine Schulterverletzung, und mein rechter Arm war völlig ausgeschaltet. Ich konnte mich kaum noch bewegen. Auch meine Waffe fand ich nicht wieder. So musste ich warten, bis es dunkel wurde und dann aus eigener Kraft versuchen, den Berg hinunterzukraxeln. Ich kam vorbei an Toten und an Verwundeten, denen es sehr schlecht ging. Unsere Einheit hatte sich von der Höhe wieder zurückziehen müssen.

Als ich unten ankam, fand ich eine Truppe, die die Verwundeten zu einem Verbandsplatz brachte. Schließlich kam ich nach Barcelona, wo ich etwa sechs Wochen im Lazarett lag. Dort waren nur wenige Briten, aber zahlreiche Deutsche und Italiener. Ich erhielt eine einfache Behandlung, bis ich wieder auf eigenen Füßen stehen konnte. Dann schloss ich mich einer Gruppe an, die nach Großbritannien zurückkehrte. Wir erreichten England mit den normalen zivilen Transportmitteln – Eisenbahn und Fähre. Im Oktober 1938 war ich wieder in London.

Ich wusste ganz allgemein, dass die Regierungen, besonders wenn es konservative waren, nichts für die Spanische Republik übrighatten und auch Angehörige der Internationalen Brigaden scheel ansahen. Sie wurden als illegal betrachtet, aber nicht strafrechtlich verfolgt.

Natürlich wurden wir zu Hause in Liverpool herzlich willkommen geheißen. Ich blieb einige Tage in London, wo ich die Rückkehr verschiedener Gruppen zu organisieren hatte. Als ich schließlich nach Liverpool kam, gab es auf der Lounch Street Station einen großen Bahnhof. Die führenden Leute der örtlichen Labour Party, der Gewerkschaften und Arbeiterräte waren da und auch meine Frau! Wir hatten eine ziemlich gute Presse.

Die republikanische Regierung [Spaniens] wurde angegriffen, besonders von Italien. Sie sah, dass Großbritannien, die USA und sogar Frankreich sich aus den politischen Auseinandersetzungen in Spanien heraushalten wollten. In dieser Atmosphäre wurden die Internationalen Brigaden fast genötigt, sich zurückzuziehen. Die spanische Regierung meinte, es sei das Beste, sie kehrten in ihre Heimatländer zurück. Ich denke, sie fügte sich in ihre Lage. Aus meiner Sicht wäre es besser gewesen, die Internationalen Brigaden wären geblieben und hätten weiterhin die Unterstützung ihrer Länder für die Regierung der Spanischen Republik gefordert. Aber die Regierung der Spanischen Republik dachte eben so. Sie rang um die Unterstützung der europäischen Regierungen, aber die bekam sie nicht! Ich hatte den Eindruck, dass es eine schwache Regierung war, deren Mitglieder die Mächte fürchteten, die sich gegen sie stellten, vor allem Italien und

Deutschland. Im Lande hatte diese Regierung starke Unterstützung, aber keinerlei Hilfe der Regierungen Großbritanniens, der USA usw. Frankreich mag etwas mehr Sympathie für sie empfunden haben, aber das reichte eben nicht.
Die Armee der Republikaner war nicht sehr stark. Wir waren Teil dieser Armee. 50 Prozent der Internationalen Brigaden waren Spanier. Auch die Befehle wurden auf Spanisch gegeben, nicht auf Englisch oder Französisch.
In den Internationalen Brigaden war das kein Problem. Die Brigaden bestanden je zur Hälfte aus Spaniern und Ausländern. Bei uns waren also Spanier, Österreicher, Briten, Amerikaner und Franzosen. Eine sehr gemischte Truppe. Wir hatten keine Anarchisten dort. Dieses Problem betraf uns nicht. Ich bin bei uns keinem italienischen Anarchisten begegnet, die paar einzelnen gehörten nicht unserer Einheit an. Zu jener Zeit wusste ich nichts von den scharfen Differenzen, die es gab. Und wenn ja, dann wären meine Sympathien wohl mehr bei den Anarchisten gewesen.
Zurück in Liverpool, nahm ich wieder Kontakt zu den Unterstützungsgruppen auf. Wir organisierten weiter Solidarität mit der Spanischen Republik. Wir taten für sie, was wir konnten. Auch als Franco schon klar die Oberhand hatte, organisierten wir weiter den Widerstand. Ich war damals Vertreter des britischen Gewerkschaftsdachverbandes TUC im europäischen Gewerkschaftverband. Wir hielten Kontakt zu spanischen Flüchtlingen in Großbritannien, Deutschland und Frankreich. Es waren nicht sehr viele, die in Spanien gekämpft hatten. Vor allem kamen zahlreiche Kinder aus Spanien, um die wir uns kümmerten. Sie sind später britische Bürger geworden.
In Liverpool erläuterte ich meinen Kollegen bei den Gewerkschaften Spaniens Probleme – den Mangel an Waffen, aber auch an Verpflegung und Ausrüstung. Daher bedeutete Unterstützung für die spanische Regierung nicht nur Waffen, sondern auch Lebensmittel zu beschaffen. In Liverpool organisierten wir „Lebensmittelschiffe“ für Spanien. Es kostete viel Zeit, Lebensmittel und Geld für die Spanische Republik zu sammeln. Dort herrschte eine Zeit lang beinahe Hunger, denn Franco kontrollierte die Grenzen, und es gab wenig Sympathien für die hungernden Republikaner.
Mir gelang es schließlich, bei der Gewerkschaft in Liverpool ein Büro einzurichten. In den Gewerkschaften, der Bevölkerung und den Kirchen sammelten wir beträchtliche Mengen Lebensmittel. Meine Kollegen und ich beluden damit und mit anderen Ausrüstungsgegenständen vier Schiffe, die nach Barcelona fuhren.
Wir wussten natürlich, dass die Republik an Boden verlor. Das überraschte uns nicht, aber es machte uns traurig. Es ist eine Tatsache, dass die Niederlage der Republik vor allem durch den Mangel an internationaler Unterstützung verursacht wurde. Die Briten und in bestimmtem Maße auch die Franzosen hatten keine großen Sympathien für die Spanische Republik. Sie standen wohl mehr auf der Seite von Franco. Das trifft nach meiner Meinung auch für die Amerikaner zu. Vielleicht bildete Roosevelt mit einigen Leuten seiner Umgebung da eine Ausnahme. Aber die Regierungen wollten lieber mit Franco zu tun

haben. Weil in ihren Augen er das Land beherrschte und man sich mit ihm arrangieren musste, nicht mit den Republikanern. Diese verloren den Kampf, weil es ihnen an Waffen und Ausrüstungen fehlte, an Flugzeugen, Panzern, Kanonen und ausgebildeten Truppen. Letzterer Mangel hätte aber durch Freiwillige aus dem Ausland, auch durch spanische Flüchtlinge, behoben werden können.

Die Regierungen der umliegenden Länder wollten Franco nur allzu schnell anerkennen. Sie waren prokapitalistisch, und aus ihrer Sicht war es gut, dass Franco sich durchsetzte. Daher erkannten sie ihn an, auch wenn Amerika sich im Hintergrund hielt. Es gab in Spanien immer Probleme zwischen Sozialdemokraten und Kommunisten. Aber in der Regierung arbeiteten sie gut zusammen. Sie war schwach, weil sie zu wenig Waffen und ausgebildete Truppen hatte.

Die starken Staaten Deutschland und Italien unterstützten Franco ganz offen. Roosevelt hatte Sympathien für die Republik. Die britische Labour Party, die damals nicht an der Regierung war, ebenfalls, aber Sympathie allein genügte nicht. Die ging nicht so weit, der Regierung der Republikaner Waffen zu liefern und sie anderweitig zu unterstützen. Daher konnten ihre Gegner mit Hilfe Italiens die Oberhand gewinnen.

Die Niederlage der Spanischen Republik ermutigte Mussolini und Hitler natürlich, ihre Pläne für einen Krieg und die Eroberung ganz Europas weiter voranzutreiben. Das war aus meiner Sicht von Anfang an klar. Spanien war für sie nur ein Sprungbrett, ein Teil des großen Kampfes um die Herrschaft über Europa.

Hätte die Spanische Republik genügend Unterstützung erhalten, um sich durchsetzen zu können, dann wäre ein Krieg in Europa vielleicht weniger wahrscheinlich geworden. Hitler und Mussolini hätten starke Gegenwehr gespürt. So aber haben sie Franco unterstützt und sind auf keinerlei Gegenwehr der Briten und ihrer Verbündeten gestoßen. Die waren ganz froh, dass Deutschland und Italien Franco unterstützten, zumindest erweckten sie den Eindruck. Dadurch wurden Hitler und Mussolini weiter ermuntert, die Kontrolle über Europa anzustreben.

Ich erinnere nur an den Mangel an Lebensmitteln, der in Spanien alle betraf. In den Internationalen Brigaden litten wir nahezu Hunger. Das schwächte uns natürlich. Außerdem waren wir sehr schlecht ausgerüstet. Wir hatten uralte Gewehre, nicht genügend Maschinengewehre, keine Panzer, nicht genügend Uniformen. Zerlumpt und heruntergekommen taten wir, was möglich war, und benutzten jede Waffe, die wir finden konnten. Damit waren wir unserem Gegner in keiner Weise gewachsen.

In Großbritannien waren damals die Konservativen an der Macht. Aber selbst die Labour Party hatte ihre eigene Nichteinmischungspolitik, die Schwäche bedeutete. Das war eine Hilfe für Mussolini, nicht für die gewählte Regierung Spaniens.

Und der Völkerbund war der reine Hohn. Dort gab es keinerlei Absicht, in Spanien einzugreifen. Die britische Regierung hatte ohnehin Sympathien für Franco. Italien und Deutschland unter Hitler waren starke Mächte in Europa.

Alun Menai Williams, Wales

Bei Belchite hatten die Faschisten ein Maschinengewehr in der Kirche postiert. Die wurde in Brand geschossen. Zahlreiche Faschisten verbrannten darin.

Einer dieser armen Kerle wurde auf einer Trage zum Verbandsplatz gebracht, wo ich gerade war. Er rauchte noch. Seine Kleidung war völlig verbrannt und er selbst eine einzige große Blase. Aber er lebte. Da dachte ich: Was soll ich mit dem armen Kerl anfangen? Ihm war nicht mehr zu helfen. Einer der Träger, ein Spanier, beugte sich über den Mann und sagte etwas zu ihm. Dann richtete er sich wieder auf, zog seinen Revolver und erschoss ihn. Hätte ich ihn daran hindern sollen? Ich weiß es nicht. Aber ich kriege dieses Bild nicht aus meinem Kopf.

Ich wurde im Kohlerevier von Rhonda in Südwales geboren. Es war damals berühmt dafür, dass von dort die Hälfte der Kohle kam, die die Kapitalisten am Laufen hielt. Schon bevor ich vierzehn war, interessierten mich die politischen Dinge, die im Dorf vorgingen. Ständig gab es da Versammlungen, kleine Streiks, Streit zwischen Männern auf der Straße... Es war immer etwas los. Die Leute standen in Gruppen herum und diskutierten. Das faszinierte uns schon als Kinder, auch wenn wir nicht begriffen, worum es ging. Aber als ich älter wurde, hat es mich wirklich interessiert.

Die Bergarbeiter diskutierten dauernd über Politik. Damals war die Labour Party im Aufwind. Wir konnten zwar nichts machen, waren aber immer mittendrin.

Mit vierzehn fuhr ich zum ersten Mal in den Schacht ein. Meine Eltern wollten das nicht, aber ich habe es gemacht, weil auch meine Freunde eingefahren sind und ich dachte, dass meine Familie das Geld braucht. Als ich sechzehn war, wurde ich bei einem Einsturz in einem Stollen verschüttet. Als ich da lebend herauskam, dachte ich bei mir: Das ist nichts für dich. Wenn du im Schacht bleibst, wird das immer wieder passieren, und eines Tages bist du tot.

Ich fuhr nicht wieder ein. Mit siebzehn verließ ich meine Familie und ging nach London. Drei Wochen lang lief ich herum und suchte Arbeit. Jobs waren knapp, denn die große Depression war in vollem Gange. Als ich eines Tages so die White Hall entlang schlenderte, sah ich ein Schild mit der Aufschrift „Army Recruiting Office“ [Rekrutierungsstelle der Armee]. Ich dachte mir: Ich habe weder ein Zuhause, noch was zu essen, kein Geld, kein Bett – ich gehe zur Armee!

Ich bin also hineingegangen. Ein Sergeant fragte mich: „Zu was für einer Einheit wollen Sie?“ Ich hatte keine Ahnung, was die Armee war, woraus sie bestand. Deshalb sagte ich: „Ich will zu den Garden!“ Von denen hatte ich schon mal gehört. Der Sergeant musterte mich eingehend und meinte dann: „Für die Garden sind Sie nicht kräftig genug. Wir schicken Sie zum Royal Army Medical Corps [zu den Sanitätstruppen].“ So bin ich zu den Sanitätern gekommen.

Die nächsten drei Jahre war ich Pfleger beim Royal Army Medical Corps in der Burg von Edinburgh und an einigen anderen Orten. Nach drei Jahren verließ ich die Armee und ging wieder nach London, wo ich erneut arbeitslos war. Dort trieb ich mich eine Weile herum, traf mich mit Freunden. Aus dieser Zeit stammt mein enger Kontakt zur antifaschistischen Bewegung.

Einer meiner besten Schulfreunde steckte ganz tief drin in den antifaschistischen Aktionen, die sich damals gegen Oswald Mosley richteten. Billy Davis war sein Name. Mit ihm und einer Gruppe junger Männer kam ich nun in Verbindung. Es waren Anarchisten, Kommunisten, Vagabunden – alle arbeitslos, alle Opfer des Systems. Wenn Mosley irgendwo eine Kundgebung veranstaltete, waren wir Antifaschisten zur Stelle, drängten uns dazwischen, fingen Streit an und störten. Ich hatte bald viele Beulen und blaue Flecke. Die Polizei machte Jagd auf uns. Mein Freund Billy wurde wegen solcher Aktionen zwei oder drei Mal eingesperrt.

Das ging so fast zwei Jahre lang. Dann [1935 – die Red.] erklärte Mussolini Abessinien den Krieg. Da ich Reservist war, wurde ich zur Armee einberufen und nach Ägypten geschickt. Dort blieb ich acht Monate. Auf dem Rückweg machte unser Schiff einen Umweg über Mallorca, wo es ein paar Politflüchtlinge oder andere wichtige Leute aufnahm. Wer sie waren, wusste ich nicht. Aber ich hatte gehört, dass in Spanien etwas passiert war. Eine Art Krieg, Genaueres war nicht bekannt, denn auf dem Schiff gab es für uns keine Nachrichten.

Als wir wieder in England waren, informierte ich mich natürlich. Ich fuhr erst einmal zu meiner Mutter und blieb ein paar Wochen. Dann ging ich zurück nach London. Als ich dort ankam, waren mein Freund Billy und einige andere Leute schon nach Spanien gegangen.

In London fand ich jetzt Arbeit als Elektrikergehilfe. Diesen Job hatte ich eine ganze Weile. Nebenbei half ich der antifaschistischen Bewegung, Geld für Spanien zu sammeln. Allmählich kam mir der Gedanke: Ich bin sehr gut in Erster Hilfe. Ich habe praktische Erfahrung darin. Mein Freund Billy ist dort, ich bin Antifaschist wie er. Ich könnte doch auch hingehen und dort anwenden, was ich kann!

Ich wusste ja, dass Franco und seine Bande die Deutschen und Italiener hinter sich hatten. Deshalb wollte ich den Brigaden als Sanitäter zur Seite stehen.

Ich ging also zur Zentrale der Kommunistischen Partei in der King Street und sagte, ich wolle nach Spanien, ich sei bei der Armee gewesen. Die meinten: „Solche wie Sie brauchen wir!“ Sie notierten meinen Namen, und schon am nächsten Freitag war ich wieder da. Sie machten mich zum Verantwortlichen einer Gruppe von vier Männern. Warum, weiß ich nicht. Wir erhielten die Wiesung, nach Paris zu fahren, wo uns jemand in Empfang nehmen und zur spanischen Grenze bringen sollte. Bis dorthin lief alles wie geschmiert. Dann erwischten uns die Gendarmen, und ich verbrachte eine Woche in einer Zelle. Sie ließen mich wieder frei, und irgendwie bin ich nach Großbritannien zurückgekommen.

Meiner Familie sagte ich nichts von alledem. Ich blieb erst einmal einige Zeit in London, um mir klar zu werden, wie es weitergehen sollte. Dabei dachte ich: Einmal habe ich es probiert; Billy ist immer noch dort, der Krieg geht weiter und wird sogar schlimmer. Ich versuche es noch einmal!

Also machte ich mich wieder auf den Weg. Diesmal schaffte ich es bis Marseille, wo man mich auf ein Schiff schmuggelte. Vor Barcelona wurde das Schiff von einem Torpedo getroffen. Ich schwamm ziemlich lange im Meer, wurde dann aber herausgefischt und klatschnass an einen Ort namens Molgracht(?) gebracht. Dort bekam ich Zivilkleidung und heißen Kaffee. Noch am selben Tag brachte uns ein Zug, der sehr langsam fuhr, nach Albacete.

24 Stunden später war ich in Albacete. Dort sprach Peter Carrigan, damals Kommissar des britischen Bataillons, mit mir.

„Sie sind bei der Army gewesen?“ „Jawohl!“

„Raustreten!“

Ich wurde von den anderen Freiwilligen getrennt. Später befragte mich ein Amerikaner. „Sie sind Sanitäter?“ „Jawohl!“

Darauf er: „Wir bauen gerade ein neues Bataillon auf, das Washington-Bataillon heißen wird. Wir möchten Sie dort als Sanitäter einsetzen.“

Mir war es gleich, wohin man mich schickte, Hauptsache, ich konnte meine Kenntnisse anwenden. Ich ging also in die Kaserne in Albacete zurück. Dort sagte man mir, ich sollte mich noch für denselben Abend zum Abmarsch bereithalten. Da war ich noch keine 24 Stunden in Albacete. Am nächsten Tag sollte ich an der Jarama-Front als zeitweiliger Sanitäter beim Thälmann-Bataillon eingesetzt werden. Ihrer war gefallen. So fuhr ich also auf einem Lastwagen zusammen mit mehreren deutschen Freiwilligen und einigen Spaniern an die Jarama-Front.

Es ging gleich in die vordersten Linien. Beim Thälmann-Bataillon blieb ich 14 Tage. Dort hatte ich auch meinen ersten Verwundeten zu behandeln. Es war ein junger deutscher Freiwilliger, dem die Flucht aus einem von Hitlers KZ gelungen war. Ein Schrapnell hatte seinen Arm fast ganz abgerissen. Das war die erste Kriegsverletzung, die ich zu Gesicht bekam. Dabei war ich selbst vom Getöse der Granaten zu Tode erschrocken. Ich hatte nie zuvor etwas Ähnliches gehört. Ein schreckliches Erlebnis.

Nach den vierzehn Tagen beim Thälmann-Bataillon wurde ich zu dem neu gebildeten Washington-Bataillon versetzt, das in der Ortschaft Moneja lag. Dort teilte man mich dem Bataillonsarzt Dr. Sollenberg als Sanitäter zu. Beim Washington-Bataillon blieb ich so lange, bis es in der Schlacht von Brunete schreckliche Verluste erlitt. Danach versetzte man mich zum Lincoln-Bataillon, bei dem ich bis zur Offensive am Ebro blieb.

Mein erstes großes Gefecht hatte ich bei Brunete und Cañada. Das war eine schlimme Zeit. Wenn ich an Brunete denke, fallen mir vor allem die Hitze und der Durst ein. Wir hatten viele Verwundete. Ein Verletzter verliert viel Blut. Deshalb hat er schrecklichen Durst, er muss die Flüssigkeit wieder auffüllen.

Wenn man zusehen muss, wie ein Mann stirbt, weil man kein Wasser hat, ist das ein entsetzlicher Anblick. Diese geschwollene Zunge...

In Brunete wurde ich selber verwundet. Es traf mich am Bein. Ich rief gerade nach Trägern, die auf freiem Feld einen Schwerverletzten versorgten. Als ich mich erhob, um ihnen zu helfen, traf es mich am Bein. Nun war ich selber ein Fall, dem geholfen werden musste. Im ersten Augenblick spürte ich nichts, sondern empfand sogar Erleichterung! Schließlich kam ich drei Wochen ins Lazarett, was gar nicht so schlecht war. Zuerst brachte man mich in ein Madrider Krankenhaus, wo meine Verletzung versorgt wurde. Dort musste ich zwei Tage bleiben. Dann kam ich nach Beniza bei Alicante an der Küste, wo ich drei Wochen blieb, um meine Verletzung auszuheilen. Danach ging es wieder zurück zum Lincoln-Washington-Bataillon.

Wir waren immer zu wenige zum Abtransport der Verletzten. Wir hatten zu wenig Morphium. Aber wir taten, was wir konnten. Auch die Krankenwagen reichten hinten und vorne nicht. Die noch übrig waren, gerieten ständig unter den Beschuss von Tieffliegern.

Bei den Republikanern fehlte es an allem. Sie hatten nicht genug Geschütze, Granaten, Karabinermunition, ja nicht einmal genug zu essen. Dieser Mangel an allem Notwendigen hat viel zur Niederlage der Republikaner beigetragen.

Die Disziplin der Freiwilligen war fantastisch. Schließlich waren sie ganz aus freien Stücken gekommen und hätten auch wieder gehen können, wann immer sie wollten. Aber sie blieben! Wir alle blieben. Später wäre es uns vielleicht lieber gewesen, wir hätten uns eher abgesetzt, aber das taten wir nicht. Diese Disziplin im Bataillon und in allen internationalen Brigaden war das, worüber ich am meisten staunte. 75 Prozent hatten keine Ahnung vom Militär und noch niemals eine Waffe in der Hand gehabt. Aber sie gehorchten den Offizieren und taten genau, was die ihnen befahlen. Es gab überhaupt keine Probleme. Das war eine tolle Truppe – Genossen, die alle ein Ziel hatten – Franco loszuwerden und eine bessere Welt zu schaffen, sofern sie selbst etwas dafür tun konnten.

Ich war damals 24 Jahre alt. Der Durchschnitt im Bataillon lag vielleicht bei 26-27 Jahren. Einige waren schon verheiratet und hatten Kinder. Jack Roberts zum Beispiel war 15 Jahre älter als ich und Familienvater. Er hatte zwei Kinder zu Hause. Aber als überzeugter Antifaschist war er nach Spanien gekommen. Im Bataillon gab es mehrere wie er. Entweder hatten es diese verheirateten Männer zu Hause nicht ausgehalten, oder sie mussten sehr überzeugte Antifaschisten sein.

Ich kann nur von meinen eigenen Erlebnissen mit Angehörigen der Internationalen Brigaden sprechen. Ich war mit Amerikanern zusammen – eine merkwürdige Truppe, aber mit denen machte es Spaß. Wissen Sie, die hätten den Krieg am liebsten ganz alleine gewonnen. Es war ein großes Bataillon, die Washington-Lincoln-Brigade. Sie hatten eine Art von Kameradschaft, die sich schwer beschreiben lässt. Wir wurden zwar bezahlt, aber das spielte keine Rolle. Es gab keine Saufgelage. Wir hatten zwar Wein für den Alltag und auch etwas Essen dazu, aber niemand war betrunken oder besonders ausgelassen. Es war

gute Kameradschaft, denn wir hatten ein gemeinsames Ziel. Wir waren alle miteinander gute Freunde. Was sich im Hinterland abgespielt hatte, davon habe ich keine Ahnung. Ich weiß nur, was dort gelaufen ist, wo ich war. Wir hatten keine Zeitungen, das heißt, keine englischen. Sie waren alle auf Spanisch, und das konnte kaum einer von uns lesen. Daher wussten wir nicht, was politisch in Spanien vorging. Natürlich wurde dies und das geredet, aber das meiste ging an mir vorbei. Uns interessierte nur, wann es die nächste Ration gab und wann es wieder in den Kampf ging. Schließlich waren wir an der Front. Was im Hinterland lief, wussten wir nicht. Das ging uns ja auch nichts an!

Zunächst waren wir selbstständig und von niemandem abhängig. Dann gliederten die Spanier uns in ihre Armee ein. Eine Menge Spanier kamen in unser Bataillon. Es war schön, in so einer gemischten Truppe zu sein. In der Schlacht am Ebro bestand das Bataillon zu 50 Prozent aus Spaniern und zu 50 Prozent aus Briten. Das war sehr gut. Die Spanier waren alle jung. Wir waren die Größten, die Internationalen Brigaden galten als die Speerspitze der spanischen Armee. Die jungen Kerle meinten, wir seien alle Helden. Dabei waren wir es nicht mehr als sie. Mir haben die spanischen Soldaten sehr gefallen. Aber es war die reine Tragödie. Wenn sie nur gegen Francos spanische Truppen hätten kämpfen müssen, dann wäre die Republik siegreich gewesen. Aber es kämpften ja nicht spanische Soldaten gegen spanische Soldaten. Es waren spanische Soldaten gegen italienische Soldaten, gegen die deutsche Luftwaffe, gegen die deutsche Artillerie und gegen italienische Kriegsschiffe. Bei so einem Aufgebot hatte die spanische Armee keine Chance. Und uns fehlte es an allem! Gegen Ende hatten wir kaum noch Granaten zum Verschießen! Die dagegen hatten alles!

Von mir selber und auch von der Gruppe, mit der ich zusammen war – Amerikaner und gegen Ende Briten –, kann ich sagen, dass wir sehr wenig wussten, was im Hinterland vorging. Ob man uns absichtlich im Unklaren gehalten hat, weiß ich nicht. Wir waren alle Freiwillige, die für die Freiheit kämpften. Da war natürlich auch ein bisschen Propaganda dabei. Aber als Truppe hatten wir keinen Grund, unzufrieden damit zu sein, was im Hinterland geschah, denn wir wussten nichts davon.

Gegen Ende wurden es immer mehr spanische Kämpfer, Generale und Brigadekommandeure. Aber im Stab waren noch viele Briten – zum Beispiel Bataillonskommandeure. Viele andere Dienstgrade – Unteroffiziere und Gefreite – waren häufig Spanier.

Das Schlimmste waren die Gefechte, denn dort hast du immer Angst. Schließlich lebst du mit dem Schrecken. Mit der Dauer des Krieges wird er dir aber nicht gleichgültiger. Er wird ein Teil von dir, denn du kannst überleben oder sterben. Du findest dich damit ab, dass dein Schicksal so oder so sein kann. Aber im Gefecht ist es schlimm. Du hörst die Granaten anfliegen und überlegst, wo sie einschlagen werden. Ständig pfeifen dir Kugeln um die Ohren. Du hörst Menschen rufen und schreien. Eine merkwürdige Atmosphäre, eben ein Gefecht. Um dich herum fürchterliches Getöse, das dir Angst macht. Du weißt

ja nicht, was passiert, nur, was mit dir geschieht. Was um dich herum, was hinter dir vorgeht, weißt du nicht. Du kannst nur nach vorn schauen. Es gibt eine berühmte Redensart: Die hinten sagen: „Vorwärts!“, die vorn sagen: „Zurück!“ So haben wir wohl alle gedacht.

Es ist seltsam: Du vergisst, was gestern gewesen ist. Du lebst nur für das Heute. Wenn du ein Gefecht lebend überstanden hast, freust du dich, dass du später mit den anderen darüber reden kannst. Wir haben uns immer erzählt, was passierte, wenn es Guy oder Jim erwischt hat. „Ich lag neben ihm“, hieß es dann. Es klang, als ob man ihn nicht besonders gut gekannt hätte. Nach dem Gefecht fühlten wir uns wunderbar, in einer Art Euphorie. Im Kampf war es dann wieder völlig anders. Man war wie ausgewechselt, als ob man nicht derselbe Mensch sei.

Teruel ist mir im Gedächtnis geblieben – wegen des Wetters. Es war hundekalt, und die Kämpfe waren grausam. Die Verteidigung dort war die reine Hölle. Es sind mehr Leute erfroren, als von Kugeln getroffen wurden, besonders am Neujahrstag.

Als Franco die Küste erreicht hatte, dachte ich zum ersten Mal: Wir werden wohl nicht gewinnen. Sonst hätten wir ihn nicht durchlassen dürfen. Ich glaube, das war im Mai/Juni 1938, etwa um die Zeit. Da wurde mir klar, dass wir für eine verlorene Sache kämpfen. Aber wir ließen nicht nach. Gerüchte machten die Runde, dass es bald nach Hause geht. Es hieß, die Deutschen und die Italiener gingen nach Hause, und auch wir wären bald an der Reihe. Alle Ausländer zögen ab. Das hat uns gefallen. Wenn sie nach Hause gingen, konnten auch wir gehen. So haben wir gedacht. Wenn nur Spanier gegen Spanier kämpften, hätten sie eine Chance. So haben wir gedacht.

Wir wussten nicht, dass das erst im letzten Augenblick geschehen würde. Als man uns aus den vordersten Linien zurücknahm, glaubten wir, es gehe nach Hause. Genau wussten wir das natürlich nie! So blieb es bis zur letzten Minute im September 1938. Mehrere Tage lang tobte eine höllische Schlacht. Wir hatten große Verluste, viele waren vermisst, viele wurden gefangen genommen. Aber wir kamen doch wieder heraus. Zusammen mit einem spanischen Bataillon sind wir abgezogen. Erst da erfuhren wir, dass es nach Hause geht, dass wir nicht wieder nach vorn müssen.

Da wusste ich, dass wir verlieren. Ich konnte es selbst sehen. Ich war hungrig und in Lumpen. Ich trug zwar eine Armbinde mit dem Roten Kreuz, aber ich hatte nur noch sehr wenig Verbandszeug in meiner Tasche. Die Lage war hoffnungslos, und wir wussten es. Diese letzte Schlacht hätte nicht mehr stattfinden sollen. Es waren sinnlose Verluste, zumindest aus meiner Sicht.

Das war im August am Ebro. Franco drängte vorwärts, und wir versuchten ihn aufzuhalten. Es gab sehr viele Opfer, er rückte immer weiter vor und nahm viele Gefangene. Ich denke, die Sache war schon vor der Schlacht verloren. Die Republikaner hatten Hoffnungen auf den Ebro gesetzt. Aber schließlich entschieden sie doch, dass die Internationalen nach Hause gehen sollten. Das war wohl ein letzter Versuch der republikanischen Regierung gewesen – viel-

leicht aus politischen Gründen, ich weiß nicht. Es war eine große Anstrengung, aber sie hatte keinen Erfolg.

Das Übersetzen über den Ebro war ein traumatisches Erlebnis. Wir überquerten den Fluss früh am Morgen unter schwerem Beschuss. Tieffleger beschossen und bombardierten die Pontonbrücke und die kleinen Boote, die uns auf die andere Seite brachten. Bei dieser Gelegenheit habe ich auch zum ersten Mal faschistische Gefangene gesehen. Zuerst waren wir einige Tage lang vorgerückt. Dann wandte sich Franco plötzlich um und beschoss uns, dass es die Hölle war. Da ging der Ärger los. Es war bei einer Bergkette, die „Sierra Pondols" heißt. Dort haben sie uns gestoppt.

O, Allmächtiger Gott! Die Sierra Pondols war eine einzige massive Felsengegend, von kleinen Grasbüscheln bedeckt. Sie wurde Tag und Nacht von Artillerie und Flugzeugen beschossen und bombardiert. Die Verluste waren schlimm. Besonders machte mich fertig, dass wir die Toten bei dem steinigen Boden nirgendwo begraben konnten. Wir haben sie also nur mit Steinen abgedeckt und mussten sie so liegen lassen. Wenn es irgend ging, schleppten wir die Verletzten den Berg hinunter. Die reine Hölle! War ich froh, als wir diesen Ort verlassen konnten!

Die Schlacht tobte von Juli oder August bis Oktober. Wir waren aber nur sechs bis sieben Wochen dort und wurden dann abgezogen. Es war eine regelrechte Feldschlacht. In den Bergen kann man nicht viel tun. Man sieht den Gegner nicht, denn er sitzt hinter der nächsten Anhöhe. Aber man hört ihn, denn er schießt pausenlos seine Granaten herüber!

Das Bataillon, das ich begleitete, verfügte nicht über einen einzigen Mörser. Wir hatten nur Maschinenpistolen und Patronen, das war alles! Damit konnten sich die Jungs nicht richtig verteidigen. Sie konnten nur daliegen und abwarten. 14 Tage lang hielten wir in der Pondols aus. Sie stampften uns in Grund und Boden! Ich habe allein 30-40 Tote geborgen und Gott weiß wie viele Verletzte, Spanier und Briten.

Die osteuropäischen Brigaden und die Internationalen, die nicht nach Italien und Deutschland heimkehren konnten, stellten ein Problem dar. Viele von ihnen waren schon vorher politische Flüchtlinge gewesen. Einige blieben in Spanien und heirateten dort, so viel ich weiß, aber die meisten gingen über die Grenze. Später habe ich gehört, dass viele in Frankreich in Konzentrationslager kamen. Gott weiß, was danach mit ihnen passiert ist.

Einmal passierte eine traurige Geschichte. Unsere Truppen kamen an einer kleinen Höhle vorbei. Von drinnen wurde auf sie geschossen. Da wir gerade gegen Mauren, marokkanische Söldner, kämpften, saßen wahrscheinlich mehrere von ihnen dort drin. Sie erschossen zwei Briten. Was sollten wir machen? Wir waren auf dem Weg zur Front und kamen nicht an ihnen vorbei. Unsere Kämpfer versuchten es mit Panzergranaten, aber von drinnen wurde weiter geschossen. Offenbar hatten sie dort gute Deckung. Schließlich wurde der Eingang von einem Bulldozer zugeschoben. Die armen Kerle! Ich weiß nicht, ob die dort drin schon tot oder noch lebendig waren.

Sehr traurig war es auch, in Barcelona all die weinenden Frauen zu sehen. Wir hielten dort eine Parade ab, die wohl ein Siegesmarsch sein sollte, aber tatsächlich hatten wir verloren. Wir wurden verabschiedet. Die Spanier schätzten hoch, was wir getan, oder besser gesagt, was wir nicht getan hatten! Barcelona war sehr bedrückend.

Im Dezember setzte man uns in Repaul in einen Zug, der versiegelt wurde. In Perpignan stiegen wir aus und wurden von französischen Kommunisten begrüßt. Wir konnten duschen und bekamen frische Zivilkleidung. Wir waren total verlaust! Wir konnten uns rasieren, wurden entlaust und wieder in einen Zug gesetzt, den man ebenfalls versiegelte. Der brachte uns nach Calais.

Dort ging es auf ein Schiff. An der Victoria Station in London wurden wir wie heimkehrende Helden empfangen. In London schliefen wir eine Nacht bei Leuten von der Kommunistischen Partei. Am nächsten Tag, es muss am 8. Dezember [1938] oder so gewesen sein, kehrte ich zu meiner Familie zurück. Alle freuten sich, dass ich lebte und gesund war. Mehrere meiner Freunde waren gefallen. In England kursierte das Gerücht, in der Schlacht bei Brunete sei unser ganzes Bataillon aufgerieben worden. Sie hatten mich schon abgeschrieben. Erst mehrere Tage später erhielten sie Nachricht, dass ich am Leben war.

Am Bahnhof in Rhonda erwartete uns ein großes Empfangskomitee. Ich bin schon eine Station vorher ausgestiegen, weil ich von solchen Empfängen nichts halte. Ich bin zu Fuß nach Hause gegangen. Ich mag keine Empfänge. Ich wollte einfach in Ruhe gelassen werden.

Ich wurde gebeten, ein, zwei Versammlungen abzuhalten. Das habe ich getan. Meine Brüder und Schwestern haben mich darum gebeten. Ich bin kein guter Redner. Ich bin immer etwas verschlossen gewesen und rede nicht gerne öffentlich. Aber ich bin hingegangen. Eine dieser Versammlungen hat mich richtig fertig gemacht. Ich habe erwähnt, dass Guernica und Barcelona bombardiert wurden. Als ich sagte, dort würden Menschen in Städten bombardiert, wurde gerufen: „Lügner!“ und „Kommunistische Propaganda!“ Nach dieser Versammlung habe ich mich von allem zurückgezogen. Ich habe mit all dem abgeschlossen! 67 Jahre lang habe ich das durchgehalten, bis vor zwei Jahren! [...]

Die Generation von heute ist insgesamt intelligenter als meine es war. Sie ist gebildeter, es sind mehr Studenten, die wissen, was vorgeht. Politisch sind sie nicht sehr bewusst, weil sie froh sind, Geld in der Tasche zu haben. Aber ich denke, wenn es ernst wird, reagieren sie auch nicht anders als meine Generation.

Villy Fuglsang, Dänemark

Wir müssen uns vorstellen, wie die Welt damals war: Eine gewaltige Auseinandersetzung zwischen Faschismus und Demokratie, zwischen den Kräften von Krieg und Frieden. Unsere jungen Jahre waren von der Weltwirtschaftskrise geprägt, die 1929 einsetzte. Sie stürzte die Jugend in eine elende Lage. 1933 kam Hitler an die Macht und startete eine gigantische Aufrüstung, mit der er den Krieg vorbereitete.

Wir empfanden sehr stark, dass Hitlers Machtantritt unser Leben unmittelbar beeinflusste. Was gegen den Faschismus getan werden konnte, wurde wichtiger Diskussionsgegenstand. Zugleich tobten in der Arbeiterklasse schwere innere Kämpfe zwischen einem reaktionären Flügel, vertreten durch die Sozialdemokraten, einerseits, und einem progressiven Flügel, repräsentiert durch die Kommunisten, andererseits. In Deutschland, wo die Arbeiterbewegung stark war, hatten die Nazis 1933 gesiegt, ohne auf ernsthaften Widerstand zu stoßen, obwohl bei den Wahlen von 1928 die Sozialdemokraten 9 Millionen und die Kommunisten 3,5 Millionen Stimmen erhielten. Daraus wurde die Idee geboren, dass wir uns, statt die Kräfte bei inneren Kämpfen zu vergeuden, gegen den Faschismus zusammenschließen müssen. Zum ersten Mal geschah das in Frankreich.

Nach Deutschland übernahmen die Nazis Österreich. Aber als es auch in Frankreich losging, gab es Widerstand. Nach einem missglückten Staatsstreich im Jahre 1934, gegen den die Menschen in großen Massen auf die Straße gingen, schlossen sich Sozialdemokraten und Kommunisten zur Volksfront zusammen. Das wurde auch bei uns diskutiert. Daher waren wir nicht ganz unvorbereitet, als wir nach Spanien kamen. Ganz typisch zeigte sich das, als wir uns in das Buch unseres Brigadekommandeurs eintrugen. In die Spalte, welcher politischer Partei wir angehören, schrieben wir nicht Sozialdemokraten oder Kommunisten, sondern „Antifaschisten".

Wir gingen nach Spanien, weil wir der Meinung waren, dass dort über das Schicksal Europas entschieden wird. Wie der spanische Bürgerkrieg ausgehen würde, davon hing unsere eigene Zukunft ab. Es ging darum, dem spanischen Volk bei seinem Versuch zu helfen, die Faschisten an der Erprobung neuer Waffen und der Eroberung neuer strategischer Ausgangspositionen für den künftigen Krieg zu hindern. Die Front vor Madrid war unsere Südfront, die Verteidigungslinie des Weltfriedens!

Bei den Wahlen von 1936 in Spanien siegte die Volksfront. Auf dieser demokratischen Basis wurde die Volksfrontregierung gebildet. Es war eine eindeutige demokratische Entscheidung, die uns die Hoffnung gab, es sei möglich, den Faschismus zu stoppen. Aber das Spanien jener Jahre war ein reaktionäres, unterentwickeltes Land. Bisher hatten dort im Wesentlichen drei Kräfte geherrscht: die Armee, die militärisch gesehen nicht viel darstellte, aber zahlenmäßig stark war, der Adel, dem das meiste Land gehörte und der die Bauern grausam unterdrückte, dazu der hohe katholische Klerus. Diese drei Kräfte hatten nicht die Absicht, das Wahlergebnis zu respektieren und bereiteten einen Staatsstreich vor. Die Wahlen hatten gezeigt, dass die Verschwörer keinerlei Unterstützung in der Bevölkerung genossen. Da sie sich nicht auf eigene Kräfte stützen konnten, vereinbarten sie, dass Deutschland und Italien den Staatsstreich unterstützen sollten. Diesen beiden Staaten kam die Sache gerade recht. So würden ihnen die Rohstoffe Spaniens in die Hände fallen, sie konnten die strategische Lage des Landes nutzen und erhielten Gelegenheit, ihre neuen Waffen zu erproben.

Als der erste Putschversuch scheiterte, setzte die Hilfe Deutschlands und Italiens ein. Sie beförderten spanische Truppen aus der Kolonie Marokko aufs Festland, und bald waren auch die ersten deutschen und italienischen Einheiten zur Stelle. Den Republikanern fiel es schwer, sich allein zu verteidigen. Als die Faschisten tönten, sie hätten bereits Madrid eingenommen, strömten internationale Freiwillige ins Land.

Heute haben wir die UNO, damals gab es nur den Völkerbund. Spanien war dort Mitglied und hätte Hilfe erhalten müssen. Aber reaktionäre Kräfte in England und Frankreich setzten im August 1936 das „Nichteinmischungsabkommen" durch. Es wurde von allen demokratischen Staaten außer Deutschland und Italien eingehalten. Wenn die Franco nicht geholfen hätten, wäre er zum Scheitern verurteilt gewesen.

1936 sollten in Berlin die Olympischen Spiele stattfinden. Starke demokratische Kräfte waren der Meinung, dass die deutsche Hauptstadt für diese Spiele von Frieden und Rassengleichheit nicht geeignet sei. Sie entschieden, in Barcelona eine Gegenolympiade, die sogenannte Spartakiade, abzuhalten. Zahlreiche junge Athleten und Freiwillige waren in der Stadt, als der Bürgerkrieg ausbrach. Eine große Zahl von ihnen bildeten die ersten Hundertschaften der freiwilligen Milizen der Republikaner. Die internationalen Freiwilligen, die bald nach dem Putsch eintrafen, wurden sofort an die Front geschickt. Es war wichtig, Madrid zu verteidigen, das mit dem Rücken zur Wand stand. Dort wurde die Losung „No Pasaran!" (Sie kommen nicht durch!) geboren.

Als wir eintrafen, hatte man die Faschisten bereits zum Stehen gebracht. Die ersten Freiwilligen besaßen keinerlei militärische Ausbildung, denn sie kamen aus Ländern, wo es keine Wehrpflicht gab. Das traf auf die USA und Großbritannien zu, aber auch auf Deutschland, wo die Wehrpflicht seit dem Ende des Ersten Weltkrieges verboten war. Ohne militärische Erfahrung gingen sie sofort an die Front. Deshalb waren die Verluste auch so hoch. Und doch konnten sie die Faschisten stoppen.

Die ersten Dänen, die im Frühstadium des Bürgerkrieges in Spanien eintrafen, waren drei Brüder und ihr Freund. Sie fuhren mit Fahrrädern nach Spanien. Das war damals noch legal, denn das Nichteinmischungsabkommen gab es noch nicht. Sie kämpften gut und wurden von ihrer Hundertschaft mit einem Ehrenbanner ausgezeichnet. Das konnte man in den Zeitungen lesen. Das ergab eine Kettenreaktion; Werbung um Freiwillige für Spanien setzte ein.

Nach Inkrafttreten des Nichteinmischungsabkommens wurden Truppen an den Grenzen Spaniens postiert. Nun war es viel schwerer bis unmöglich, direkt nach Spanien zu kommen.

Die Internationalisten trafen auf vielen Wegen im Lande ein: Seeleute verließen ihre Schiffe, Hafenarbeiter benutzten den Seeweg. Ich kam direkt von der Parteischule in Moskau. In Paris wurden wir abgeholt und dann per Eisenbahn nach Perpignan gebracht. Von dort ging es über die Pyrenäen nach Spanien. In Albacete erreichten wir das Stabsquartier der Internationalen Brigaden.

Als ich dort eintraf, waren die Faschisten bei einem Ort namens Jarama gestoppt worden. Da der Frontalangriff gegen Madrid misslungen war, hatten sie versucht, die Stadt einzukesseln. Madrid lag in einem keilförmigen Terrain, das rundum von den Faschisten kontrolliert wurde. Nur noch eine Straße und eine Bahnlinie führten nach draußen. Die Faschisten hatten versucht, diesen Rückzugsweg abzuschneiden. Das war verhindert worden, so standen sie bei Jarama. Von Norden waren sie in Richtung Guadalajara vorgerückt. Dort war zum ersten Mal eine größere italienische Streitmacht eingesetzt worden. Auch die wurde zum Stehen gebracht, aber nicht nur das, sie wurde geschlagen! Am Ende der Schlacht von Guadalajara traf ich dort ein.

Meine Gruppe wurde in einem Lager bei Madrigueras stationiert, wo wir eine kurze militärische Ausbildung erhielten. Wir waren zwei Norweger und zwei Dänen, die zusammen aus Moskau eingetroffen waren. Die drei anderen wurden wie die meisten Skandinavier zum deutsch sprechenden „Thälmann-Bataillon" geschickt. Ich kam zum Bataillon „Edgar André". Uns schickte man an die Front bei Brunete. Unsere erste Offensive dort war ein zweifelhafter Erfolg. Wir konnten zwar auf einer Breite von 50 Kilometern die Front durchbrechen, mussten aber den Vormarsch aufgeben, weil wir nicht genügend Reserven und Material hatten. Wir bluteten einfach aus!

Nach der Offensive bei Brunete wurden wir ins Hinterland zurückgeschickt, wo wir neue Kräfte sammeln sollten. Einige wurden an eine Offiziersschule in Puerto Rubio abkommandiert. Aus mir unbekannten Gründen wurde ich zum Lehrer an einer Unteroffiziersschule gemacht. Ich hatte bei der berittenen Garde der Königin gedient, besaß aber keinerlei militärische Erfahrung außer dem bisschen, das man uns in Moskau beigebracht hatte. Daher konnte ich meinen Unteroffizieren nichts beibringen, was sie nicht schon wussten, denn sie waren länger an der Front gewesen als ich. Als Lehrer musste man einen höheren Rang haben. Da ich Unteroffiziere ausbilden sollte, wurde ich zum Leutnant und „Politkommissar" ernannt.

Die Internationalen Brigaden kamen aus den verschiedensten Ländern. Die Mehrheit waren zwar Kommunisten, aber es gab auch Radikale, Sozialisten, Anarchisten, Trotzkisten und andere darunter. Alle die verschiedenen Meinungen mussten für ein gemeinsames Ziel zusammengeführt werden – die Faschisten zu schlagen. Um das sicherzustellen, wurden in den Brigaden Politkommissare eingesetzt, die den Freiwilligen klar machen sollten, solange wir mit dem Rücken zur Wand gegen die Faschisten kämpften, müssten alle internen Streitigkeiten ruhen. Sollten die Faschisten siegen, dann war es ohnehin gleichgültig, wie wir uns nannten. Unsere Feinde hätten dann das Sagen. Als Politkommissare versuchten wir also, vor allem Verständnis für den gemeinsamen Kampf zu verbreiten. Die deutsche Armee war damals wahrscheinlich die mit dem höchsten Ausbildungsstand und der schärfsten Disziplin in Europa. Gegen sie waren wir angetreten. Aber wir konnten auch keine roboterhafte Disziplin durchsetzen, wie es in den kapitalistischen Armeen üblich ist. Unsere

Männer waren Freiwillige, wir mussten sie überzeugen. Das war die Aufgabe der Politkommissare.

Von der Schule wurden wir zur nächsten Offensive nach Quinto an der Front bei Saragossa in Nordspanien geschickt. Die Front erstreckte sich endlos von den Pyrenäen im Norden bis zur Küste des Mittelmeeres im Süden, und sie war zerstückelt. In Madrid konnte man von einer wirklichen Front sprechen – mit Schützengräben, Stacheldraht und Unterständen. Anderswo war sie über lange Strecken nur schwach befestigt, so zum Beispiel in Aragon und Katalonien in Nordspanien. Franco kontrollierte Saragossa, eine sehr wichtige Stadt. Da es keine durchgehende Front gab, sollten wir versuchen, in das Randgebiet der Stadt einzudringen, den Feind zu umgehen und die Stadt Quinto, die nicht vom Feind befestigt war, anzugreifen.

Wir erhielten unsere Befehle, nahmen Gewehre, Handgranaten und was wir sonst noch hatten und zogen in die Nacht hinaus. Aber zwischen den Olivenhainen verirrten wir uns. Statt uns der Stadt von hinten zu nähern, wurden wir plötzlich von schwerem Feuer empfangen. Es war dunkel, aber die Faschisten benutzten Leuchtspurmunition, so konnten wir sehen, woher sie schossen. Uns blieb nichts weiter übrig, als bis zum Morgen zu warten. Als die Sonne aufging, sahen wir, dass wir direkt vor den feindlichen Befestigungen lagen, die wir von rückwärts hatten angreifen wollen. Flach auf dem Bauch liegend versuchten wir, uns irgendwie einzugraben. Der Hauptmann unserer Gruppe Skandinavier war Nörup, ein Däne. Als er zu einem anderen Teil unserer Gruppe hinüberkriechen wollte, wurde er zwischen den Augen getroffen. Er redete im Delirium: „Vogel“ (das war mein Spitzname), sagte er, „hol mir Wasser von den Bäumen dort drüben!“ Aber da waren weder Bäume noch Wasser. Als ich die Wunde zwischen seinen Augen sah, wusste ich, dass er sterben würde.

Aber er blieb am Leben. Später traf ich ihn am Verbandsplatz wieder. Von dort schickte man ihn nach Dänemark zurück. Eines Tages bekam er Zahnschmerzen. Er ging zum Zahnarzt. Der sagte: „Es könnte ein Weisheitszahn sein, aber in Ihrem Alter?“ Es stellte sich heraus, dass es eine italienische Maschinengewehrkugel war, die sich langsam nach unten bewegt hatte!

Nach unserer Vorschrift hatte, wenn der militärische Kommandeur außer Gefecht gesetzt war, was in Nörups Fall geschehen war, der Politkommissar das Kommando zu übernehmen. Ich musste also an seiner Stelle weitermachen. Aber auch ich wurde verwundet.

Ich konnte den Mann sehen, der auf mich zielte, denn er war nur etwa hundert Meter von mir entfernt. Ich nahm ihn auch aufs Korn, aber er war schneller. Ich spürte einen Schlag gegen meine Schulter. Es tat nicht sehr weh, aber mein linker Arm und mein linkes Bein zuckten. Ich hatte gehört, dass das geschieht, wenn man ins Herz getroffen wird. Verdammt, jetzt wirst du sterben, sagte ich zu mir. Aber ich musste still liegen, damit der dort nicht prahlen konnte, er hätte einen roten Kommissar erschossen. (Die waren gut zu erkennen, denn sie trugen rote Barette.) Zum Glück war es nur ein Streifschuss. Ich blieb eine Weile liegen, dann kam Verstärkung, und später nahmen wir sogar die Stadt ein.

Da ich aber nun verwundet war, brachten sie mich zur Sanitätsstation in Benicachim. Meine Lungen waren voller Blut. Sie konnten nicht viel machen, sondern warteten, dass es von allein wegging. Später wurde ich auf eine Kommissarsschule geschickt. Ich war zwar schon Kommissar, hatte aber keinerlei Ausbildung. Danach kam ich in ein Lager für Partisanen. An großen Teilen der Front arbeiteten wir mit Partisanentaktik: Kleine Gruppen sickerten durch die feindlichen Linien und erfüllten Aufträge im Hinterland des Gegners. An solchen Aktionen sollte ich teilnehmen.

Aber dann starteten die Faschisten ihre Offensive am Ebro, wodurch sie Spanien in zwei Teile spalten wollten. Ich wurde nach Katalonien geschickt, von wo es vorzeitig wieder nach Hause ging. Auf der Sanitätsstation erhielt ich einen Passierschein, mit dem ich nach Valencia fahren konnte. Damals waren kaum private Autos unterwegs, aber wenn eines vorbeikam, musste es mich mitnehmen, weil ich ein solches Dokument besaß. Auf dem Weg nach Valencia hielt ich einen Wagen an. Der Fahrer sprach das beste Englisch, das man sich denken konnte.

„Ist das schön, wieder einmal Englisch zu hören!“, sagte ich zu ihm.

„Ich bin Journalist und Schriftsteller“, antwortete der Mann bescheiden. Es war der amerikanische Schriftsteller Ernest Hemingway. Er war gerade in den USA gewesen, wo er Propaganda für Spanien gemacht hatte. Er brachte mir ein wenig bei, wie so etwas organisiert wird. Das war sehr nützlich, denn zu diesem Zweck schickte man mich nach Dänemark zurück.

Mussolini und Hitler holten ihre Verwundeten nach Hause, schickten aber immer wieder Verstärkung. Bis zum Ende des Bürgerkrieges im Jahre 1938 betrogen sie auf diese Weise die Welt, was schließlich den Ausgang des Krieges entschied. Als die Internationalen Brigaden Spanien verließen, bedrückte das die Republikaner sehr. Bei den großen Abschiedsveranstaltungen in Barcelona flossen viele Tränen.

Gegen Ende des Bürgerkrieges drängten die Faschisten durch Katalonien in Richtung französische Grenze. Sie töteten Zivilisten und Soldaten – jeden, der sich ihnen in den Weg stellte. Einige der abziehenden Freiwilligen versuchten daher, die Faschisten noch aufzuhalten. Die dabei am Leben blieben, kamen in Francos Konzentrationslager. Den Freiwilligen aus Italien und Deutschland, die nicht in ihre Heimatländer zurückkehren konnten, bot die Regierung der Spanischen Republik ihre Staatsbürgerschaft an.

Da ich von Moskau aus nach Spanien gegangen war, wussten die dänischen Behörden nicht, woher ich kam. So hatte ich keine Probleme bei der Einreise. Die übrigen Spanien-Freiwilligen aus Dänemark wurden zum Teil zu kurzen Gefängnisstrafen verurteilt. Den meisten geschah aber nichts. An ihren Heimatorten wurden sie sogar mit Musik und Reden begrüßt. Die Behörden wagten nicht, gegen sie vorzugehen, weil die Stimmung im dänischen Volk radikal umgeschlagen war. Es wurde lediglich versucht, einige für den Transport von Spanien nach Dänemark zur Kasse zu bitten, aber mehr oder weniger vergeblich.

Wieder in der Heimat, habe ich an unzähligen Versammlungen teilgenommen und Reden gehalten. Es gab großes Interesse für Spanien. Die Menschen diskutierten darüber, das Thema war ständig in den Schlagzeilen. So kamen zu solchen Veranstaltungen viele Menschen. Außerdem hatten die Leute Angst. Hitler machte kein Hehl daraus, was er wollte. In unseren Berichten, die wir von den Internationalen Brigaden aus Spanien gesandt hatten, war stets davon die Rede gewesen, dass wir dort für den Weltfrieden kämpften. Bevor Spanien fiel, hatte Hitler bereits Österreich und die Tschechoslowakei besetzt, ohne auf Widerstand zu stoßen. Als Spanien dann 1939 fiel, war kaum sechs Monate später Polen an der Reihe. Und wieder vergingen nur wenige Monate, bis Hitler Dänemark und Norwegen angriff. Da waren wir schon mitten im Zweiten Weltkrieg.

Über die Freiwilligen, die nach Spanien gegangen waren, gab es die verschiedensten Meinungen. Es hieß, wir seien Romantiker gewesen. Das waren wir nicht! Denn als Dänemark dann von den Nazis besetzt wurde und eine Widerstandsbewegung aufgebaut werden musste, waren die Freiwilligen erneut zur Stelle. Sie wussten, was Krieg bedeutet und was einem passieren kann. Trotzdem beteiligten sie sich. Das geschah nicht nur in Dänemark, sondern überall in Europa. In Italien bestand das Oberkommando der Widerstandsbewegung aus fünf Personen, von denen drei in Spanien gekämpft hatten. Die Führer der französischen Résistance waren allesamt zuvor in Spanien gewesen. Es heißt immer, Paris sei von den Generalen De Gaulle und De Clerque befreit worden. Das stimmt nicht. Der Hauptverantwortliche war als Politkommissar im französischen Bataillon „La Marseillaise“ in Spanien gewesen. Bei Titos Partisanen in Jugoslawien war es genauso. Überall in Europa setzten die Freiwilligen den Kampf bis zum endgültigen Sieg über die Faschisten fort.

Einige Spanier, die zu den Internationalen Brigaden kamen, waren Anarchisten. Sie stammten vor allem aus Barcelona. Die Anarchisten waren gegen jede reguläre Organisation und wollten in keiner organisierten Armee sein. Aber viele von ihnen verließen ihre Bewegung und schlossen sich der Armee des Volkes an. Es begann schon in Madrid in den ersten Monaten. Durrutti kämpfte mit seiner Einheit bei Madrid. Aber die Anarchistenführer waren dagegen und inszenierten 1937 eine Erhebung in Barcelona. Zu jener Zeit war auf sie überhaupt kein Verlass mehr, und sie scheiterten kläglich. Die Anarchisten wollten den revolutionären Prozess vollenden, was bedeutete, die Bauern zwangsweise zu kollektivieren. Damit hätten sie die Bauern gegen uns aufgebracht! Aber die Spanier waren ein Bauernvolk, und wir konnten an der Front nicht auf sie verzichten.

In den Resolutionen, die wir auf Bataillonsversammlungen annahmen, brachten wir unmissverständlich zum Ausdruck, dass wir gegen „Nichteinmischung“ waren. Diese Resolutionen wurden an die dänische Regierung geschickt. Wir drängten sie, Spanien zu Hilfe zu kommen. „Wenn nicht um Spaniens willen, dann für Dänemark! Das ist vielleicht als nächstes an der Reihe!“ Langsam zeigten sich in Dänemark Veränderungen. Komitees wurden gegründet, die

Gewerkschaften schickten Geld an Waisenhäuser in Spanien, die sogenannte „Mateotti-Stiftung“ nahm spanische Kinder in Dänemark auf. Internationaler „humanitärer“ Druck führte nicht nur in Dänemark dazu, dass Verhandlungen über den Abzug der ausländischen Truppen aufgenommen wurden.

Übersetzung der Erinnerungsberichte aus dem Englischen: Helmut Ettinger

Jörn Sack:
Entstaatlichung.

Was wir wollten,
entzieht sich unserer Kontrolle.

ISBN 978-3-929390-93-3/ 19,80 EUR
Texte zur Sache im spectrum

Das umstrittene Thema „Globalisierung“ hat Jörn Sack in seinem Buch „Entstaatlichung“ analytisch aufgegriffen. Die Texte zeigen den unaufhörlichen Rückzug des Staates aus seiner gesamtgesellschaftlichen Verantwortung, durch die die Chance der Demokratie verspielt wird. Dieses Buch ist ein Ergebnis seiner jahrzehntelangen Tätigkeit in EU-Gremien, die am Ende zu einer Entfremdung von seinem ursprünglichen Engagement führte.

Neue Sachbücher in der Edition Bodoni
Linienstraße 71 in 10119 Berlin · 030-2825137
info@bodoni.org